

## MATERIALDOSSIER | Literatur als Zeitdiagnose

### [III.1] Arbeitsunfall einer minderjährigen Arbeiterin

#### Textnahes Lesen

***Diederich ist ein unduldsamer und jähzorniger Chef, der nichts auf die Rechte seiner Arbeiter:innen gibt. Damit erscheint er als literarisches Pendant zu den Großunternehmern der Epoche, die im fortschreitenden Kapitalismus am Ende des 19. Jahrhunderts stets auf ihren Vorteil und Gewinn bedacht sind. Schlechte Arbeitsbedingungen in den Fabriken lösen im 19. Jahrhundert immer wieder Proteste aus. Unter anderem deshalb werden in den 1880er-Jahren mehrere Gesetze zur Sozialversicherung vom Reichstag verabschiedet.***

***Bedeutet das Hilfe für die Arbeiter:innen? Nicht immer: Im Roman versucht Diederich, die Gesetze zu umgehen. Als sich eine erst vierzehnjährige Arbeiterin schwer verletzt, handelt Diederich mit seinem Maschinenmeister und Sozialdemokraten Napoleon Fischer einen politischen Deal aus, um den finanziellen Forderungen nicht nachkommen zu müssen. Auch die sozialdemokratische Arbeiterpartei erhält so im Roman eine ambivalente Rolle. Sie ist nicht nur ‚Opfer‘ der politischen Machtstrukturen. Vielmehr beteiligt sich die Figur Fischer ebenfalls an politischen Intrigen.***

[...] da, es läutete schon, entstand bei der Satiniermaschine ein gellendes Geschrei, und Diederich und der Maschinenmeister, die gleichzeitig hinstürzten, zogen gemeinsam den Arm einer jungen Arbeiterin heraus, der von einer Stahlwalze ergriffen worden war. Er troff von schwarzem Blut, Diederich ließ sofort nach dem städtischen Krankenhaus telefonieren.

5 Inzwischen, so übel der Anblick des Armes ihm machte, blieb er selbst dabei, während der Person ein Notverband angelegt ward. Sie sah zu, leise wimmernd und mit Augen, weich im Entsetzen, wie ein junges Tier, das getroffen ist. Diederichs menschenfreundliche Fragen nach ihren häuslichen Verhältnissen verstand sie nicht. Napoleon Fischer antwortete für sie. Ihr Vater war durchgegangen, die Mutter bettlägerig; das Mädchen ernährte sich und ihre  
10 zwei kleinen Geschwister. Sie war erst vierzehn Jahre alt. – Das sehe man ihr nicht an, meinte Diederich. Übrigens seien die Arbeiterinnen oft genug vor der Maschine gewarnt worden. „Sie hat sich das Unglück selbst zuzuschreiben, ich bin zu nichts verpflichtet. Na“, sagte er milder, „nun kommen Sie mal mit, Fischer!“

15 Im Kontor schenkte er zwei Kognaks ein. „Das kann man brauchen auf den Schrecken ... Sagen Sie ehrlich, Fischer, glauben Sie, daß ich zahlen muß? Die Schutzvorrichtung an der Maschine halten Sie doch wohl für genügend?“ Und da der Maschinenmeister die Achseln zuckte: „Sie wollen sagen, ich kann es auf einen Prozeß ankommen lassen? Das tue ich aber nicht, ich zahle gleich.“

20 Napoleon Fischer zeigte verständnislos sein großes gelbes Gebiß, und Diederich fuhr fort: „Ja, so bin ich. Sie dachten wohl, das könnte bloß der Herr Lauer? Was den betrifft, so sind Sie ja jetzt durch Ihr eigenes Parteiblatt über seine Arbeiterfreundlichkeit aufgeklärt. Ich lasse mich freilich nicht wegen Majestätsbeleidigung einsperren und mache dadurch meine Arbeiter brotlos; ich suche mir praktischere Mittel aus, um meine soziale Gesinnung zu bekunden.“ Er machte eine feierliche Pause. „Und darum habe ich mich entschlossen, dem  
25 Mädchen die ganze Zeit, die es im Krankenhaus liegt, seinen Lohn weiterzuzahlen. Wieviel ist es denn?“ fragte er rasch.

„Eine Mark fünfzig“, sagte Napoleon Fischer.

„Na ja ... Soll sie acht Wochen liegen. Soll sie zwölf Wochen liegen ... Ewig natürlich geht es nicht.“

30 „Sie ist erst vierzehn“, sagte Napoleon Fischer, von unten. „Sie kann Schadenersatz verlangen.“ Diederich erschrak, er schnaufte.

Napoleon Fischer hatte schon wieder sein unbestimmbares Grinsen aufgesetzt und sah seinem Arbeitgeber auf die Faust, die angstvoll in der Tasche geballt war. Diederich zog sie hervor. „Nun setzen Sie die Leute von meinem hochherzigen Entschluß in Kenntnis! Das paßt  
35 Ihnen wohl nicht in den Kram? Die Gemeinheiten der Kapitalisten erzählt ihr euch natürlich lieber. In euren Versammlungen schwingt ihr jetzt wahrscheinlich große Reden über Herrn Buck.“

Napoleon Fischer sah verständnislos aus, was Diederich nicht beachtete. „Ich finde es wohl auch nicht eben schön“, fuhr er fort, „wenn jemand seinen Sohn ausgerechnet das Mädchen  
40 heiraten läßt, mit dessen Mutter er selbst was gehabt hat, und zwar vor der Geburt der Tochter ... Aber –“

In Napoleon Fischers Gesicht begann es zu arbeiten.

„Aber!“ wiederholte Diederich stark. „Ich wäre durchaus nicht einverstanden, wenn meine Leute sich deswegen den Mund verrenken und wenn Sie, Fischer, nun vielleicht die Arbeiter  
45 gegen die städtischen Behörden aufhetzen, weil ein Magistratsrat etwas getan hat, was ihm keiner beweisen kann.“ Seine Faust schlug entrüstet durch die Luft. „Mir hat man schon nachgesagt, daß ich den Prozeß gegen Lauer angezettelt habe. Ich will an nichts schuld sein, meine Leute sollen sich ruhig halten.“

Seine Stimme ward vertraulicher, er neigte sich näher zu dem andern hin. „Na, und weil  
50 ich Ihren Einfluß kenne, Fischer ...“

Plötzlich war seine Hand offen, und auf ihrer Fläche lagen drei große Goldstücke.

Napoleon Fischer sah sie und verzerrte das Gesicht, als erblickte er den Teufel. „Nein!“ rief er, „und abermals nein! Meine Überzeugung kann ich nicht verraten. Für allen Mammon der Welt nicht!“

55 Er hatte rote Augen und kreischte. Diederich wich zurück; so nahe hatte er dem Umsturz noch nie ins Gesicht gesehen. „Die Wahrheit muß ans Licht!“ kreischte Napoleon Fischer. „Dafür werden wir Proletarier sorgen: Das können Sie nicht verhindern, Herr Doktor! Die Schandtaten der besitzenden Klasse ...“

Diederich hielt ihm schnell noch einen Kognak hin. „Fischer“, sagte er eindringlich, „das  
60 Geld biete ich Ihnen dafür, daß mein Name in der Sache nicht genannt wird.“ Aber Napoleon Fischer wehrte ab; ein hoher Stolz erschien in seiner Miene.

„Zeugniszwang, Herr Doktor, üben wir nicht. Wir nicht. Wer uns mit Agitationsstoff versorgt, hat nichts zu fürchten.“

„Dann ist alles in Ordnung“, sagte Diederich erleichtert. „Ich wußte schon, Fischer, daß Sie  
65 ein großer Politiker sind. Und darum, wegen des Mädchens, ich meine die verunglückte Arbeiterin – Ich habe Ihnen soeben mit meiner Mitteilung über die Buckschen Schweinereien einen Gefallen getan ...“

Napoleon Fischer grinste geschmeichelt. „Weil Herr Doktor sagen, daß ich ein großer  
70 Politiker bin ... Ich will von dem Schadenersatz weiter nicht reden. Intimitäten aus den ersten Kreisen sind für uns doch wichtiger als –“

„– als so ein Mädchen“, ergänzte Diederich. „Sie denken immer als Politiker.“

„Immer“, bestätigte Napoleon Fischer. „Mahlzeit, Herr Doktor.“ Er zog sich zurück – indes Diederich feststellte, daß die proletarische Politik ihre Vorzüge habe. Er schob seine drei Goldstücke wieder in die Tasche. (*Der Untertan*, Kap. IV)

## [III.2] Papierholländer – Umgang mit Sötbier/neuer Unternehmergeist

### Textnahes Lesen

***An der Anschaffung eines neuen Patent-Holländers zeigt sich stellvertretend der Generationenkonflikt zwischen alter und neuer Unternehmensphilosophie, personifiziert im alten Sötbier und Diederich Heßling. Der alte, zuverlässige und vorsichtige Buchhalter Sötbier rät von der Anschaffung eines neuen Holländers ab, da das nötige Geld fehle. Diederich kündigt in diesem Zusammenhang seiner Familie gegenüber sein rigores Vorgehen an:***

5 Diederich verlangte einen sauren Hering; und dann beklagte er sich zornig, wie schwer es sei, in Netzig den neuen Geist einzuführen. Wenigstens hier im Hause sollte man seine Kraft nicht untergraben! „Ich habe Großes mit euch vor, aber das überlaßt gefälligst meiner besseren Einsicht. Einer muß Herr sein. Unternehmungsgeist und Großzügigkeit gehören  
5 freilich dazu. Sötbier ist dabei nicht zu brauchen. Eine Weile lasse ich den Alten noch verschmaufen, dann wird er ausgeschifft.“

10 Frau Heßling versicherte sanft, ihr lieber Sohn werde schon um seiner Mutter willen immer genau wissen, was er tun müsse – und dann begab Diederich sich ins Kontor und schrieb einen Brief an die Maschinenfabrik Büschli & Cie. in Eschweiler, um bei ihr einen neuen  
10 Patent-Doppel-Holländer System Maier zu bestellen. Er ließ den Brief offen daliegen und ging hinaus. Wie er zurückkam, stand Sötbier vor seinem Pult, und es war kein Zweifel, unter seinem grünen Augenschirm weinte er: es tropfte auf den Brief. „Sie müssen ihn noch mal abschreiben lassen“, sagte Diederich kühl. Da begann Sötbier: „Junger Herr, unser alter  
15 Holländer ist kein Patent-Holländer, aber er stammt noch aus der ersten Zeit des alten Herrn; mit ihm hat er angefangen, und mit ihm ist er groß geworden ...“

„Na und ich hege meinerseits den Wunsch, mit meinem eigenen Holländer groß zu werden“, sagte Diederich schneidend. Sötbier jammerte.

„Unser alter hat uns noch immer genügt.“

„Mir nicht.“

20 Sötbier schwur, er sei so leistungsfähig wie die allerneuesten, die nur durch schwindelhafte Reklame emporgetragen würden. Als Diederich hart blieb, öffnete der Alte die Tür und rief hinaus: „Fischer! Kommen Sie mal her!“ Diederich ward unruhig. „Was wollen Sie von dem Menschen. Ich verbitte mir, daß er sich einmischt!“ Aber Sötbier berief sich auf das Zeugnis des Maschinenmeisters, der in den größten Betrieben gearbeitet habe.  
25 „Nun, Fischer, sagen Sie mal dem Herrn Doktor, wie leistungsfähig unser Holländer ist!“ Diederich wollte nicht hören, er lief hin und her, überzeugt, der Mensch werde die Gelegenheit ergreifen, ihn zu ärgern. Statt dessen begann Napoleon Fischer mit einer uneingeschränkten Anerkennung von Diederichs Sachverständigkeit, und dann sagte er über  
30 den alten Holländer alles Ungünstige, das sich irgend über ihn denken ließ. Wenn man Napoleon Fischer hörte, war er schon nahe daran gewesen, zu kündigen, nur weil ihm der alte Holländer nicht gefiel. Diederich schnaubte: er habe wahrhaftig Glück, daß ihm die wertvolle Kraft des Herrn Fischer nun doch erhalten bleibe; aber der Maschinenmeister erklärte ihm, ohne sich auf seine Ironie einzulassen, nach der Abbildung im Prospekt alle  
35 Vorzüge des neuen Patent-Holländers, vor allem seine höchst bequeme Bedienung. „Wenn ich Ihnen nur Arbeit erspare!“ schnaubte Diederich. „Sonst wünsch ich mir nichts. Danke, Sie können gehen.“

40 Als der Maschinenmeister hinaus war, beschäftigten Sötbier und Diederich sich eine lange Weile jeder für sich. Plötzlich fragte Sötbier: „Und womit sollen wir ihn bezahlen?“ Diederich war sofort feuerrot; auch er hatte die ganze Zeit an nichts weiter gedacht. „Ach was!“ schrie er. „Bezahlen! Erstens mache ich eine lange Lieferungsfrist aus, und dann: wenn ich mir einen so teuren Holländer bestelle, meinen Sie vielleicht, ich weiß nicht wozu? Nein, mein Lieber, dann muß ich wohl bestimmte Aussichten auf baldige Ausdehnung des Geschäftes haben – über die ich mich heute noch nicht äußern will.“ (*Der Untertan*, Kap. IV)

***Sötbier wird Recht behalten, die Anschaffung des neuen Holländers droht Diederich, der das Geld nicht aufbringen kann, zu ruinieren; ein Drittel seiner Belegschaft muss er entlassen.***

Sechstausend Mark für einen neuen Patent-Doppel-Holländer System Maier! Das Geld war nicht da und, wie die Dinge lagen, nicht zu beschaffen. Es war ein unbegreifliches Verhängnis, ein schäbiger Widerstand von Menschen und Dingen, der Diederich erbitterte. Wenn sein alter Buchhalter Sötbier nicht dabei war, schlug er mit dem Pultdeckel und schleuderte Briefordner in die Ecken. Für den neuen Herrn, der die Zügel des Betriebes in seine feste Hand genommen hatte, mußten doch ohne weiteres neue Unternehmungen eintreten, die Erfolge warteten auf ihn, die Ereignisse hatten sich seiner Persönlichkeit anzupassen! (*Der Untertan*, Kap. IV)

***Aber auch dieses Scheitern weiß Diederich durch einen ‚Deal‘ mit dem Prokuristen der Firma, die den Holländer geliefert hat, abzuwenden, indem er dessen Heiratspläne mit seiner Schwester Magda unterstützt. Um den finanziellen Wert Magdas wird dann verbissen geschachert:***

5 Am Morgen holte er ihn aus dem Hotel zum Frühschoppen ab. „Bis Mittag bezähme gefälligst deine Sehnsucht nach dem Weiblichen. Jetzt müssen wir mal ein Wort unter Männern reden.“ In Klappschs Bierstube setzte er ihm die Lage auseinander: Fünfunddreißigtausend bar am Tage der Hochzeit – die Belege waren jeden Augenblick zu sehen – und, gemeinsam mit Emmi, ein Viertel der Fabrik. – „Also nur ein Achtel“, stellte Kienast fest; worauf Diederich: „Soll ich mich vielleicht umsonst für euch abrackern?“ Ein unzufriedenes Schweigen entstand.

10 Diederich stellte die Stimmung wieder her. „Prost Friedrich!“ – „Prost Diederich!“ sagte Kienast. Dann schien Diederich etwas einzufallen. „Du hast es ja in der Hand, deinen Anteil am Geschäft zu erhöhen, wenn du Geld einlegst. Wie sieht es denn mit deinen Ersparnissen aus? Bei deinem großartigen Gehalt!“ Kienast erklärte, im Prinzip sage er nicht nein. Aber noch laufe sein Vertrag mit Büschli & Cie. Auch habe er in diesem Jahr eine beträchtliche Gehaltserhöhung zu erwarten, da wäre es ein Verbrechen gegen sich selbst, jetzt zu kündigen. „Und wenn ich euch mein Geld gebe, muß ich selbst ins Geschäft eintreten. Bei  
15 allem Vertrauen, das ich dir entgegenbringe, lieber Diederich –“

20 Diederich sah es ein. Kienast schlug seinerseits etwas vor. „Wenn du einfach die Mitgift auf fünfzigtausend festsetzt! Magda würde dann auf ihren Anteil am Geschäft verzichten.“ Dies stieß wieder auf Diederichs unbedingten Widerspruch. „Es wäre gegen den letzten Willen meines seligen Vaters, der ist mir heilig. Und so großzügig, wie ich arbeite, kann in einigen Jahren Magdas Anteil das Zehnfache betragen von dem, was du jetzt verlangst. Nie werde ich mich dazu hergeben, meine arme Schwester so zu schädigen.“ Hierauf feixte der Schwager ein wenig. Diederichs Familiensinn ehre ihn, aber mit Großzügigkeit allein sei es

nicht getan. Und Diederich, merklich gereizt: er sei gottlob für seine Geschäftsführung außer  
Gott nur sich selbst verantwortlich. „Fünfunddreißigtausend bar und ein Achtel des  
25 Reingewinnes, mehr ist nicht zu holen.“ Kienast trommelte auf den Tisch. „Ich weiß noch  
nicht, ob ich deine Schwester dafür übernehmen kann“, erklärte er. „Mein letztes Wort  
behalte ich mir noch vor.“ Diederich zuckte die Achseln, und sie tranken ihr Bier aus. Kienast  
kam mit zum Essen; Diederich hatte schon gefürchtet, er werde sich drücken.  
Glücklicherweise war Magda noch verführerischer hergerichtet als gestern – ,wie wenn sie  
30 gewußt hätte, es geht ums Ganze‘, dachte Diederich, der sie bewunderte. Bei der  
Mehlspeise hatte sie Kienast wieder so sehr erwärmt, daß er die Hochzeit in vier Wochen  
wünschte. „Dein letztes Wort?“ fragte Diederich neckisch. Als Antwort zog Kienast die Ringe  
aus der Tasche. (*Der Untertan*, Kap. IV)

### [III.3] Lumpensaal

#### Arbeitsbedingungen in einer Papierfabrik um 1900

**Der Historiker und Kenner der Technikgeschichte Peter Johannes Droste kommt in seinem lesenswerten Beitrag „Rheinische und industriegeschichtliche Spuren in Heinrich Manns Roman *Der Untertan*“,<sup>1</sup> dem die folgende Darstellung verpflichtet ist, zu dem Fazit, dass der ‚Quellenwert‘ des Romans „weniger in der realen Existenz von Personen und Orten“ liegt, „sondern in der Zeitnähe, Beobachtungsgabe und der meisterhaft porträtierten ‚Realität‘ der Industrialisierung und gesellschaftlichen Veränderung der Kaiserzeit, die, obgleich – oder gerade wegen – ihrer Fiktion, in höchstem Maß authentisch geriet.“<sup>2</sup>**

**In der folgenden Gegenüberstellung wird nachgewiesen, wie präzise sich Heinrich Mann an den historischen Produktionsbedingungen einer Papierfabrik orientiert hat, aber auch, wie er seinen ‚Helden‘ Diederich Heßling durch die literarische Gestaltung in besonderer Weise profiliert hat:**

Historische Darstellung	Literarische Darstellung
Das Sortieren der Lumpen (Hadern) war für die Papierqualität entscheidend: <i>„Jedenfalls müssen weiße und farbige, wollene und baumwollene und leinene, gröbere und feinere, gebleichte und ungebleichte voneinander geschieden werden. An das Sortiergeschäft schließt sich oder geschieht mehr oder weniger gleichzeitig mit demselben das Schneiden der Lumpen mittels eines auf dem Tische fest und aufrecht stehenden sensenartigen Messers, an dessen Schneide die Lumpen, mit den Händen horizontal ausgespannt, entlanggezogen werden. Hierbei wird alles ungehörige, wie Nähte, Säume, Knöpfe und dergleichen, sorgfältig weggeschnitten und beseitigt.“</i> Diese Art der Handarbeit wurde, trotz mechanischer und maschineller Alternativen (Lumpenschneider, teilweise auch durch sogenannte ‚Holländer‘) lange beibehalten, <i>„da der Abfall gründlicher beseitigt wird und beim Sortieren begangene Fehler noch behoben werden können.“</i>	„Er gelangte in den Lumpensaal, und er gab sich Haltung, indem er sachkundig die Frauen überwachte, die auf den Siebplatten der langen Tische die Lumpen sortierten. Als eine kleine Dunkeläugige es unternahm, ihn aus ihrem bunten Kopftuch heraus ein wenig anzulächeln, prallte sie gegen eine so harte Miene, daß sie erschrak, und sich duckte. Farbige Fetzen quollen aus den Säcken, das Getuschel der Frauen verstummte unter dem Blick des Herrn, und in der warmen, dumpfigen Luft war nichts mehr zu vernehmen als das leise Rattern der Sensen, die, in die Tische gerammt, die Knöpfe abschnitten.“ ( <i>Der Untertan</i> , Kap. III)

<sup>1</sup> In: Peter Johannes Droste, Michael Käding (Hg.): *Made in Aachen. Beiträge zur regionalen Technik, Wirtschafts- und Sozialgeschichte*. Aachen 2000, S. 26-32, [[https://www.histech.org/images/Made\\_in\\_Aachen\\_1.pdf](https://www.histech.org/images/Made_in_Aachen_1.pdf)].

<sup>2</sup> Ebd., S. 31.

**Droste schreibt dazu:**

**„Erst die Fiktion des Unternehmers Heßling bewirkt den exemplarischen Effekt, der vom Autor von Anfang an insinuiert war: Heßling soll der ,durchschnittliche Neudeutsche sein. Einer der den Berliner Geist in die Provinz trägt. [...] Ich habe vor, daß er eine Papierfabrik haben soll, allmählich zum Fabrizieren patriotischer Ansichtskarten gelangt und den Kaiser auf Schlachtenbildern und in Apotheosen darstellt‘.<sup>3</sup> Heinrich Mann isoliert durch die Person Heßlings den ‚Berliner Geist‘ des wilhelminischen Neudeutschentums, indem er ihn in die Provinz trägt. Schonungslos freigelegt, werden die Konturen dieses selbstherrlichen Patriotismus überdeutlich. Nicht vor der damals international verbreiteten unkritischen Liebe zum Vaterland, sondern vor der Apotheose desselben sollte gewarnt werden, weil sie schließlich zur Geringschätzung der Nachbarstaaten führen muß [sic!].“<sup>4</sup>**

Zur Profession des Neudeutschen Heßling und der Bedeutung der Printmedien:

**„Abgesehen davon, daß ein Schriftsteller einen sinnlichen Bezug zu dem Beschreibstoff Papier haben mag, hat Mann wahrscheinlich die eminente Bedeutung der Printmedien erkannt. Auch in dieser Frage holte er Informationen bei Freunden ein: ‚Als Papierfabrikant ist er (Heßling) mit dem Regierungsblatt seines Kreises liiert. Kann ein solches Kreisblatt eine hohe Auflage haben? Auf welche Summen mag sich dabei das Geschäft des Papierfabrikanten belaufen? [...] Hast Du als Redakteur irgendwelche Erfahrung mit Regierungsleuten gehabt? [...] Ich hoffe Du findest gelegentlich Etwas für mich, und erlaubst mir, Dir auch später noch Fragen vorzulegen über den Gegenstand‘.<sup>5</sup> Ein Papierfabrikant, der die Medien über die Lieferung des notwendigen Rohstoffes kontrollieren könnte, der seine Arbeit der Apotheose des Kaisers widmet. Daß er dazu ausgerechnet kleinformatige, kitschige Postkarten auswählt, wirft ein Licht auf die Wertschätzung des Autors, der den ‚Untertan‘ nach seinem Gusto prägte.“<sup>6</sup>**

**„Mann zeigt am Aufstieg Heßlings nicht nur ein individuelles (wenn auch fiktionales) Schicksal, sondern auch ein typisches Phänomen des Deutschen Reiches in der Phase von Konkurrenz- und Monopolkapitalismus und Imperialismus: ‚Aus dem kleinen, böartigen, bedeutungslosen Spießler wird der moderne kapitalistische Wirtschaftsführer, nicht mehr nur Zögling des Zeitgeistes, sondern sein Vollstrecker.“<sup>7</sup>**

**„Seine nationalkonservative Einstellung war damals durchaus modern, in gewisser Weise sogar innovativ, denn immerhin ist Heßling Ingenieur, der die Papierherstellung modernisieren möchte: ‚[...] und dann begab Diederich sich ins Kontor und schrieb einen Brief an die Maschinenfabrik Büschli & Co. in Eschweiler, um bei ihr einen neuen Patent-Doppel-Holländer, System Maier zu bestellen‘.“<sup>8</sup>**

---

<sup>3</sup> Brief an Ludwig Ewers, Berlin, Heinrich Mann Archiv, 468, S. 66, HMA SB 206/III.

<sup>4</sup> Droste, Rheinische und industriegeschichtliche Spuren, S. 27f.

<sup>5</sup> Brief an Ludwig Ewers.

<sup>6</sup> Droste, Rheinische und industriegeschichtliche Spuren, S. 28.

<sup>7</sup> Ebd.; Vgl. dazu Wolfgang Emmerich: Heinrich Mann und der Untertan. München 1980, S. 58f.

<sup>8</sup> Droste, Käding, Rheinische und industriegeschichtliche Spuren, S. 29.

Warum ist Diederich diplomierter Chemiker?

***„Durch diesen Griff wird der Generationskonflikt zwischen Jung und Alt auf den Konflikt Handwerk (Papiermühle, Papierschöpfer) und Industrie (Ingenieur) übertragen. [...] Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts spielt, neben den Ingenieurwissenschaften, aber die Chemie mit ihren Ersatz- und Zusatzstoffen nicht nur bei der Papierherstellung eine wichtige Rolle. Diesen Umstand hat Mann bei der Staffierung seines Helden genutzt. [...]“<sup>9</sup>***

---

<sup>9</sup> Droste, Käding, Rheinische und industriegeschichtliche Spuren, S. 29.

### [III.4] Rede an die Fabrikarbeiter:innen | Transkription des Hörtextes

Aber Frau Heßling war in Unruhe. „Bist du bereit, mein Sohn?“ fragte sie. „Unsere Leute erwarten dich.“ Diederich trank sein Bier aus und ging, an der Spitze der Seinen, hinunter. Der Hof war sauber gescheuert, den Eingang der Fabrik umrahmten Kränze und beschrieben eine Schleife um die Inschrift „Willkommen!“ Davor stand der alte Buchhalter Sötbier und sagte: „Na guten Tag, Herr Doktor. Ich bin nicht 'raufgekommen, weil ich noch was zu tun hatte.“

5

„Heute hätten Sie das auch lassen können“, erwiderte Diederich und ging an Sötbier vorbei. Drinnen im Lumpensaal fand er die Leute. Alle standen sie in einem Haufen zusammen: die zwölf Arbeiter, die die Papiermaschine, den Holländer und die Schneidemaschine bedienten, und die drei Kontoristen, samt den Frauen, deren Tätigkeit das Sortieren der Lumpen war. Die Männer räusperten sich, man

10

fühlte eine Pause, bis mehrere der Frauen ein kleines Mädchen hinausschoben, das einen Blumenstrauß vor sich hinhielt und mit einer Klarinettenstimme dem Herrn Doktor Glück und Willkommen wünschte. Diederich nahm mit gnädiger Miene den Strauß; nun war es an ihm, sich zu räuspern. Er wandte sich nach den Seinen um, dann sah er den Leuten scharf in die Augen, allen nacheinander, auch dem schwarzbärtigen Maschinenmeister, obwohl der Blick des Mannes ihm

15

peinlich war — und begann:

„Leute! Da ihr meine Untergebenen seid, will ich euch nur sagen, daß hier künftig frisch gearbeitet wird. Ich bin gewillt, mal Zug in den Betrieb zu bringen. In der letzten Zeit, wo hier der Herr gefehlt hat, da hat mancher von euch vielleicht gedacht, er kann sich auf die Bärenhaut legen. Das ist aber ein gewaltiger Irrtum, ich sage das besonders für die alten Leute, die noch von meinem seligen Vater

20

her dabei sind.“

Mit erhobener Stimme, noch schneidiger und abgehackerter; und dabei sah er den alten Sötbier an:

„Jetzt habe ich das Steuer selbst in die Hand genommen. Mein Kurs ist der richtige, ich führe euch herrlichen Tagen entgegen. Diejenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen; diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere

25

ich.“

Er versuchte, seine Augen blitzen zu lassen, sein Schnurrbart sträubte sich noch höher.

„Einer ist hier der Herr, und das bin ich. Gott und meinem Gewissen allein schulde ich Rechenschaft. Ich werde euch stets mein väterliches Wohlwollen entgegenbringen, Umsturzgelüste aber scheitern an meinem unbeugsamen Willen. Sollte sich ein Zusammenhang irgendeines von euch —“

30

Er faßte den schwarzbärtigen Maschinenmeister ins Auge, der ein verdächtiges Gesicht machte.

„— mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so zerschneide ich zwischen ihm und mir das Tischtuch. Denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Feind meines Betriebes und Vaterlandsfeind ... So, nun geht wieder an eure Arbeit und überlegt euch, was ich euch gesagt habe.“

### [III.5] Kaiser Wilhelm und sein Militär

#### *Diederich erhält seine politische ‚Bildung‘ in der Studentenverbindung, der „Neuteutonia“:*

Er [Diederich, Anm. der Red.] büffelte weiter; und am Sonnabend kneipte er mit den Neuteutonen. Auch Wiebel erschien wieder. Er war Assessor, auf dem Wege zum Staatsanwalt und sprach nur noch von „subversiven Tendenzen“, „Vaterlandsfeinden“ und auch vom „christlich-sozialen Gedanken“. Er erklärte den Füchsen, es sei an der Zeit, sich mit Politik zu beschäftigen. Er wisse wohl, daß es nicht für vornehm gelte, aber die Gegner zwingen einen dazu. Hochfeudale Herren, wie sein Freund, der Assessor von Barnim, seien in der Bewegung. Herr von Barnim werde demnächst den Neuteutonen die Ehre geben.

Er kam, und er gewann alle Herzen, denn er benahm sich wie gleich zu gleich. Er hatte dunkles, glatt gescheiteltes Haar, das Wesen eines pflichteifrigen Beamten, sprach sachlich – aber am Schluß seines Vortrages bekam er Schwärmeraugen und verabschiedete sich rasch, mit warmen Händedrücken. Die Neuteutonen stimmten nach seinem Besuch alle darin überein, daß der jüdische Liberalismus die Vorfrucht der Sozialdemokratie sei und daß die christlichen Deutschen sich um den Hofprediger Stöcker zu scharen hätten. Diederich verband, wie die anderen, mit dem Wort „Vorfrucht“ keinen deutlichen Sinn und verstand unter „Sozialdemokratie“ nur eine allgemeine Teilerei. Das genügte ihm auch. Aber Herr von Barnim hatte jeden, der nähere Aufklärung wünschte, zu sich eingeladen, und Diederich würde es sich nicht verziehen haben, wenn er eine so schmeichelhafte Gelegenheit versäumt hätte.

In seiner kalten, altmodischen Junggesellenwohnung hielt Herr von Barnim ihm ein Privatissimum. Sein politisches Ziel war eine ständige Volksvertretung, wie im glücklichen Mittelalter: Ritter, Geistliche, Gewerbetreibende, Handwerker. Das Handwerk mußte, der Kaiser hatte es mit Recht gefordert, wieder auf die Höhe kommen wie vor dem Dreißigjährigen Krieg. Die Innungen hatten Gottesfurcht und Sittlichkeit zu pflegen. Diederich äußerte sein wärmstes Einverständnis. Es entsprach seinen Trieben, als eingetragenes Mitglied eines Standes, einer Berufsklasse, nicht persönlich, sondern korporativ im Leben Fuß zu fassen. Er sah sich schon als Abgeordneten der Papierbranche. Die jüdischen Mitbürger freilich schloß Herr von Barnim von seiner Ordnung der Dinge aus; waren sie doch das Prinzip der Unordnung und Auflösung, des Durcheinanderwerfens, der Respektlosigkeit: das Prinzip des Bösen selbst. Sein frommes Gesicht zog sich zusammen vom Haß, und Diederich fühlte ihn mit.

„Schließlich“, meinte er, „haben wir doch die Gewalt und können sie hinauswerfen. Das deutsche Heer –“

„Das ist es eben“, stieß Herr von Barnim aus, der durch das Zimmer lief. „Haben wir darum den ruhmreichen Krieg geführt, daß mein väterliches Gut an einen Herrn Frankfurter verkauft wird?“

Während Diederich noch erschüttert schwieg, klingelte es, und Herr von Barnim sagte: „Es ist mein Barbier, den will ich mir auch mal vornehmen.“

Er bemerkte Diederichs Enttäuschung und setzte hinzu: „Natürlich rede ich mit solch einem Mann anders. Aber jeder von uns muß an seinem Teil der Sozialdemokratie Abbruch tun und die kleinen Leute in das Lager unseres christlichen Kaisers hinüberziehen. Tun auch Sie das Ihre!“

Damit war Diederich entlassen. Er hörte den Barbier noch sagen: „Schon wieder ein alter Kunde, Herr Assessor, der zu Liebling hinübergeht, bloß weil Liebling jetzt Marmor hat.“

45 Wiebel sagte, als Diederich ihm berichtete: „Das ist alles schön und gut, und ich habe eine ganz bedeutende Verehrung für die ideale Gesinnung meines Freundes von Barnim, aber auf die Dauer kommen wir damit nicht mehr weiter. Sehen Sie mal, auch Stöcker hat im Eispalast seine verdammten Erfahrungen gemacht mit der Demokratie, ob sie sich nun christlich nennt oder unchristlich. Die Dinge sind zu weit gediehen. Heute heißt es bloß noch losschlagen, solange wir die Macht haben.“

50 Und Diederich stimmte erleichtert bei. Herumgehen und Christen werben, war ihm gleich ein wenig peinlich erschienen.

„Die Sozialdemokratie nehme ich auf mich, hat der Kaiser gesagt.“ Wiebels Augen drohten katerhaft. „Nun, was wollen Sie mehr? Das Militär ist darüber instruiert, es könne vorkommen, daß es auf die lieben Verwandten schießen muß. Also? Ich kann Ihnen 55 mitteilen, mein Lieber, wir stehen am Vorabend großer Ereignisse.“ Da Diederich erregte Neugier zeigte: „Was ich durch meinen Vetter von Klappke –“

Wiebel machte eine Pause. Diederich zog die Absätze zusammen.

60 „– in Erfahrung gebracht habe, ist noch nicht für die Öffentlichkeit reif. Ich will nur bemerken, daß der gestrige Ausspruch Seiner Majestät, die Nörgler möchten gefälligst den deutschen Staub von ihren Pantoffeln schütteln, eine verteuftelt ernst zu nehmende Warnung war.“

„Tatsächlich? Sie glauben?“ sagte Diederich. „Dann ist mein Pech wirklich skandalös, daß ich gerade jetzt aus dem Dienst Seiner Majestät scheiden mußte. Ich darf sagen, daß ich gegen den inneren Feind meine volle Pflicht getan haben würde. Auf die Armee, soviel weiß 65 ich, kann der Kaiser sich verlassen. (*Der Untertan*, Kap. I)

### [III.6] Im Gleichschritt, marsch!? – Die Macht des Militärs

Anpassung an den Zeitgeist

*Heinrich Mann scheint es wichtig zu sein, seinen Romanhelden zunächst als politisch völlig uninteressiert zu charakterisieren: Als ein alter Bekannter seines Vaters, der Zellulosefabrikant Göppel, bei dem Diederich wiederholt in Berlin eingeladen ist, sich als „freisinnigen Gegner Bismarcks“ bekennt, „bestätigte“ Diederich „alles, was Göppel wollte; er hatte über den Kanzler, die Freiheit, den jungen Kaiser [Wilhelm II., Anm. d. Red.] keinerlei Meinung.“ (Der Untertan, Kap. I)*

*Der eigentlich unsichere Diederich, ein äußerst mittelmäßiger Geist zudem, aber fühlt sich immer dann stark und an seinem Platz, wenn er aufgeht in einem großen Ganzen, das ihm Macht verleiht. Und dafür bietet das Erziehungssystem und die hierarchisch geordnete Gesellschaft der wilhelminischen Zeit mit ihrer militaristischen Ausrichtung („ganz Deutschland ein Kasernenhof“) Gelegenheit genug.*

*Vgl. dazu den folgenden Text von Kurt Tucholsky, alias Ignaz Wrobel:*

Die Entente verlangt die Herabsetzung der Reichswehr auf hunderttausend Mann, die Auflösung der friedensvertragswidrigen Sicherheitswehr, die Auflösung der Einwohnerwehren, die gesetzliche Aufhebung der Wehrpflicht.

5 Schon einmal hat ein Franzose für Deutschland das Schlechte gewollt und das Gute  
geschafft: es hat keinen größeren Feind des deutschen bundesstaatlichen Imperialismus  
gegeben als Napoleon und keinen wirksameren als ihn. Er glich einer Hure, die die Tochter  
der Wirtin deshalb anständig zu leben veranlaßte, weil sie keine Konkurrenz haben wollte –  
die Gesinnung war nicht schön, aber die Wirkung war gut. Dieses Volk ist noch niemals in der  
Lage gewesen, sich von seinen schlimmsten Feinden, den Kriegsknechten, selbst zu befreien.  
10 Das haben immer andere tun müssen.

Presse, Broschüren, Korrespondenzen und dickleibige Wälzer pensionierter Obersten  
werden ausführlich beweisen, dass Deutschland diesen Krempel von Wehren, das heißt sein  
altes Militär, weiter braucht. Hier regelt aber ein Urtrieb die Bedürfnisfrage, der Wunsch ist  
der Vater des Militärs, und so wenig Bolschewisten gibt es gar nicht, als dass die Offiziere  
15 und die von ihnen verseuchten Zivilisten nicht nach einer Armee riefen. Sie brauchen das.

Tief verwurzelt im Deutschen der Drang in Reih und Glied zu stehen, oder vielmehr die  
andern in Reih und Glied stehen zu lassen. Dieses Volk liebt es, Vorschriften zu ersinnen, die  
immer für die andern gelten. Dazu kommt ein alter, tierischer Herdentrieb: allein sind diese  
Leute nichts, wenn sie nicht in dumpfer Masse auftreten, ist ihnen nicht wohl, nur im Haufen  
20 fühlen sie sich sicher, und der Haufen gibt soviel Kraft! Das Gemeinschaftsgefühl erstickt das  
Persönlichkeitsgefühl des einzelnen fast völlig; wenn sie sich unter eine Fahne scharen, ist  
es, als seien sie allesamt vom bösen Geist besessen, und der Wille der Schar ist nicht etwa  
die Summe der einzelnen Personen, sondern etwas völlig Neues. Dieser neue  
Gemeinschaftsgeist beschattet die Gehirne der einzelnen wie die heilige Taube, und die  
25 Leute sind nun unter dem Einfluß dieses neuen Gemeinschaftswillens zu Handlungen fähig,  
die sie niemals als Einzelpersonen vorgenommen hätten. (Daher die unfaßbare Roheit der

Deutschen ‚im Dienst‘, die in so merkwürdigem Gegensatz zu ihrer privaten Gutmütigkeit stand.) Hier handelt es sich um nationale Urtriebe, die nicht von heute auf morgen zu beseitigen sind. Aber der Anfang mußte gemacht werden. Der Deutsche, gewohnt, in seiner  
30 Regierung eine Knutautorität und die Bestätigung seiner militaristischen Sittlichkeit zu sehen, hätte doch wohl im November des Jahres 1918 erstaunt aufgehört, wenn statt Noske, dem Knecht Gottes, ein Kopf und kein Hintern auf dem Stuhl eines deutschen Reichswehrministers gesessen hätte. Ein Mann, der grade die vielgerühmten alten Tugenden der preußischen Armee nicht hätte gelten lassen, der gerade diese alten Traditionen  
35 verworfen hätte und der bewußt und energisch gegen den altpreußischen Geist und nicht mit ihm zu regieren verstanden hätte. Dabei wären einige schätzenswerte Eigenschaften, die – mit einer Unzahl schlechter gepaart – in der deutschen Ritterkaste schlummern, zum Teufel gegangen, aber man hatte zu wählen: alles oder nichts. Man kann das nicht trennen: Roheit und Willensstärke sind in dieser Kaste derart miteinander verwachsen, daß man nur beide annehmen oder ablehnen kann. Der Deutsche hat sie wiederum angenommen.

Der Hallo, der sich nun ob der Entente-Forderung über das Militär erheben wird, stammt zunächst zu neunundneunzig Prozent von Leuten, die fürchten, auf die Straße gesetzt zu werden. Aber im Untergrund schlummert doch noch etwas anderes. Im Untergrund ist es diese tiefe Liebe zur Macht, die sie protestieren läßt: diese herrlichen Möglichkeiten für  
45 einen uniformierten Bauernjungen, Zivilisten straflos puffen und knuffen zu können, diese herrlichen Möglichkeiten für die wie die Zinngötter der Neger angestrichenen Offiziere, weiter durchs Leben zu schnarren und zu blitzen, weiter Geld für eine Tätigkeit zu beziehen, deren Segen niemand und ihren Fluch jeder merkt, weiterhin den dreimal gepriesenen Krieg zu spielen! Denn Sünde und Fluch ist schon, wie sie eine Aufgabe anfassen, und dass sie sie  
50 anfassen, und mit welchen Fingern sie Probleme ‚lösen‘, und wie sie im heiligen Organisationsfimmel glauben, mit Berichten, Dienststellen, Ämtern, Rangabzeichen, kurz: mit dem Apparat sei irgend etwas getan. Gerade das nicht. Gerade im Kernpunkt ihrer Weltanschauung, gerade in dem, was sie für die Grundlage männlicher und menschlicher Tüchtigkeit halten, gerade in dem muß ihnen der Band mit den Kriegsartikeln solange um die  
55 Ohren geschlagen werden, bis in diesen dickschaligen Gehirnen langsam und schwerfällig der Gedanke heraufdämmert, dass es außer dem Kasernenhof noch eine andere Welt gibt. Das allein wäre Revolution.

Denn will man eine ganze militaristisch verseuchte Schicht dieses Landes treffen, so muß man beim Feldwebel, der auch den Rang eines Oberleutnants haben kann, anfangen.  
60 Verzückt stierte ein ganzes Volk auf die gleißende Schicht, von der mit Füßen getreten zu werden für Ehre und selbstverständliche Pflicht galt. Den bunten Edlen ahmte die Nation nach: wie sie trug man das Monokel, den Scheitel und an hohen Fest- und Feiertagen die Uniform, wie sie liebte man Sekt, Pferde und Weiber (eine Liebe gemischt aus Zärtlichkeit und Verachtung) – wie sie lebte man das deutsche Leben. Verzerrt und karikiert stieg das  
65 Leutnantsideal in verbildete Schichten des Kleinbürgertums. So lächerlich kann wohl niemand auf der Welt schnauzen als der deutsche Beamte, so rüpelhaft und knotig tritt niemand auf als der Subalterne des deutschen alten Regimes. Die Nation trug den Kasernenhof in ihrer Seele, ein Kommando, und die Köpfe flogen nach rechts, ein zweites, und sie flogen nach links – das war das einzige, was diese Köpfe taten. – Zum 27. Januar

70 hätte die bürgerliche Schicht und was darüber saß ihrem Landesherrn am liebsten einen  
Gewehrgriff als Ovation dargebracht ...

Und das soll schwinden? Es muß schwinden. Was die Entente mit imperialistischer Gewalt in  
bösem Sinne von der deutschen Regierung erzwingen will, das wollen wir im geistigen Kampf  
für einen guten Zweck. Hier treffen zwei Welten aufeinander – es gibt keine Brücke. Du oder  
75 ich, wir oder sie! In diesen Wehren, deren Summe weit stärker ist als das alte stehende Heer  
und die Milliarden und Milliarden kosten, verkörpert sich der schlechte deutsche Geist. Es  
gibt einen guten. Aber er trägt nicht die Züge eines Offiziers.

Grau, klein und häßlich liegen die Baracken und Kantinegebäude am Rande des sandigen  
Platzes. Rufe hallen über die staubige Fläche: „Dir verdammten Synagogendiener trete ich  
80 ins Kreuz, dass du ...!“ Ein kleiner Hund bellt. Es riecht nach Essen, Leder, menschlichen  
Ausdünstungen und ärgerem. Leise mit den Sporen klingelnd geht ein junger, eleganter  
Mann über den Platz. Er kommt von einer Frau, ist jetzt im Dienst und geht ins Kasino zur  
Bowle. Er lächelt. Welch ein Leben –!

Wir aber wollen Bäume auf diesen Platz pflanzen und einen Springbrunnen darauf anlegen  
85 und Arbeiterwohnhäuser und eine Schule für Kinder – und erst wenn wir diese Armee und  
diese Wehren zerschlagen haben, darf niemand mehr sagen: „Deutschland – ein  
Kasernenhof!“

Ignaz Wrobel

Volkszeitung für den Weichselgau, 10.07.1920

[Deutschland – ein Kasernenhof! - Essays und Glossen | Kurt Tucholsky \(textlog.de\)](#)